

schliesst, dass man auch Nero eine gleiche libido zuschrieb. Doch das Seltsamste ist, wie Casagrandi die Möglichkeit jener Schuld durch eine andere von Sueton erwähnte Anekdote widerlegen will, die aber eben das nicht beweist, was sie beweisen soll, da der von Tacitus angeführte Cluvius ja selbst berichtet, Seneca habe durch Acte die Sache hintertrieben. Uebrigens erkennt man hier, auf welche Quellen sich Tacitus bei der Darstellung der Agrippina stützt; dass er auch ihre eigenen Memoiren benutzt habe, sehen wir aus Ann. IV, 53.

Wir müssen bedauern, dass es Casagrandi nicht gelungen ist, den Namen der Gründerin Kölns von den Gräueltaten zu befreien, welche ihr die Geschichte zuschreibt; freilich manches einzelne wird immer zweifelhaft bleiben, da die umlaufende Sage zu übertreiben, ja zu erfinden pflegt, aber doch nur den feststehenden Charakterzügen gemäss. Schon vor mehr als achtzig Jahren hat Wallraf ein völlig verzeichnetes Bild Agrippina's, der Gründerin Kölns, in schwülstiger Sprache seiner Vaterstadt zur Ehre gezeichnet; das von Casagrandi jetzt auf einer so viel höhern Stufe der Kritik und Kenntniss der römischen Geschichte entworfene ist eine geistreiche, warm geschriebene Vertheidigung der furchtbarsten römischen Kaiserin, bei der es nur um Wahrheit und besonnene Kritik schlecht bestellt ist, und nach Grundsätzen geschichtlicher Beurtheilung verfahren wird, welchen wir nicht huldigen können. Adolf Stahr's lebendige Schilderung darf als wesentlich richtig und treu, so weit es nach den vorhandenen Quellen möglich, noch immer bezeichnet werden.

H. D ü n t z e r.

2. Opus francigenum. Studien zur Frage nach dem Ursprunge der Gothik von Dr. Hugo Graf. Mit 9 autogr. Tafeln. Stuttgart. Verlag von Conrad Wittwer. 1878. VIII und 122 S. gr. 8.

Der einem grösseren Publicum nothwendig unverständliche Titel dieses Buches musste für die verhältnissmässig nur kleine Zahl derjenigen, welchen der von einem deutschen Chronisten des XIII. Jahrh. gebrauchte Ausdruck „opus francigenum“ nebst den daran geknüpften Folgerungen bekannt ist, um so anziehender sein, als derselbe das einzige litterarische Zeugniss enthält für eine in jenem Jahrhundert geschehene bewusste Uebertragung des gothischen Bausystemes aus seiner Heimath in Franzen nach Deutschland, und als noch immer eine gewisse Minorität solcher vorhanden ist, welche letzteres bestreiten, ohne jedoch den längst in Aussicht gestellten Beweis für ihre Negation unseres Wissens bis jetzt angetreten zu haben. Man konnte daher meinen, die Studien des Herrn Dr. Graf bezögen sich etwa auf diese angeblich noch strittige Frage, indess der Einblick in sein Buch belehrt uns, dass für ihn auf Grund eingehender Studien dieselbe im Sinne der Majorität

vollständig entschieden ist, und dass er sich darin der zuerst vor fast 40 Jahren von Franz Mertens mit genialem Scharfblick ausgesprochenen und seitdem von den deutschen Kunsthistorikern adoptirten und weiter begründeten Ansicht zweifellos anschliesst und sich zu derselben als zu einer ausgemachten Wahrheit bekennt. Der abweichenden Minoritätsansicht thut er nicht einmal Erwähnung, und sollte er wegen dieser Nichtbeachtung etwa Anfechtung erfahren, so wird er sich deshalb unseres Erachtens mit Leichtigkeit trösten können.

Die hier veröffentlichten Studien bestehen aus zwei von einander ganz unabhängigen interessanten Abhandlungen und beziehen sich beide streng genommen freilich nicht auf den Ursprung des gothischen Bausystems als solchen, sondern die erste beschäftigt sich nur mit der Entstehung und Ausbildung eines einzelnen gothischen Baugliedes, und die zweite führt uns sogar in weit entlegene Gebiete des Kirchenbaues zurück, weshalb wir uns erlauben, bei unserer Besprechung mit der zweiten den Anfang zu machen.

Dieselbe ist überschrieben „die Entstehung der kreuzförmigen Basilika“ und nimmt den grössten Theil des Buches (S. 41—122) ein. Der Verf. hebt zunächst den Unterschied hervor zwischen dem Grundplan der alchristlichen Basiliken in Rom und dem der Basiliken des Mittelalters; während erstere das Schema der *crux immissa* (T) befolgen, sind letztere mehr oder weniger streng an die Form der *crux commissa* (†) gebunden, beide am Altarende in der Längensaxe mit einer halbrunden Apsis geschlossen. Es entsteht nun die von der Kunstgeschichte noch nicht genügend beantwortete Frage: wann, wo und wie ist das mittelalterliche Schema entstanden, welches während der romanischen und gothischen Epoche das normale und in der Entwicklung des Gewölbebaues das bedingende blieb. Als das älteste, durch den noch vorhandenen Bauplan vom Jahre 820 gesicherte Beispiel ist die Klosterkirche von St. Gallen bekannt, und die auf uns gekommenen Beschreibungen der Salvatorkirche des Klosters Centula (793—798) und der ebenfalls dem Salvator gewidmeten Klosterkirche zu Fulda (geweiht 819) deuten auf dieselbe Anlage, deren Uebertragung von der Marienkirche des 655 gegründeten merovingischen Klosters Gemeticum, die „*crucis instar*“ mit einer Apsis gebaut war, der Verf. annehmbar macht. Minder gesichert will uns die Annahme des kreuzförmigen Grundrisses bei der von König Dagobert I. († 638) erbauten Abteikirche St. Denis erscheinen, da die Stelle des Audoenus (bei Graf S. 97), aus welcher dies gefolgert wird, auch eine andere Auslegung zulässt. In der (unseres Erachtens nach problematischen) Kreuzform dieser mit Marmorsäulen und einer Apsis versehenen Kirche erblickt der Verf. eine Einwirkung der Vincentius-Basilika (St. Germain-des-

Prés) in Paris, von welcher wir indess nur wissen, dass sie nach einem im XI. Jahrh. erfahrenen Umbau eine kreuzförmige Basilika war, während ihre frühere Beschaffenheit kaum nachweisbar erscheint, und doch ist es gerade dieses Bauwerk, welches in der ganzen Argumentation des Herrn Graf die Hauptstelle einnimmt. Er kommt nämlich schliesslich zu dem Resultat, dass der kreuzförmige Grundplan der mittelalterlichen Basilika an dieser Stelle entstanden sei und zwar aus der Vereinigung des alten Basilikaschema's mit der Kreuzform der Grabkirche, wie ersteres durch die Benedictiner von Monte Casino und letztere durch die merovingischen Könige von Ravenna und Mailand auf fränkischen Boden übertragen worden sei. König Childebert erbaute die 558 vollendete Vincentiuskirche, bestimmte dieselbe zu seinem Begräbnisse und legte in ihr ausser anderen Reliquien auch einen Partikel des h. Kreuzes nieder. Der Verf. hält sich zu der Annahme berechtigt, dass diese Begräbnisskirche aus zwei einander sich in der Form des lateinischen Kreuzes durchschneidenden Schiffen bestanden habe, obgleich wir aus dem Berichte eines etwa 300 Jahre später lebenden Schriftstellers nur erfahren, dass sie in Kreuzesform erbaut worden war, 4 Altäre und 2 Oratorien hatte und unter anderen auch die h. h. Nazarius und Celsus zu ihren Patronen zählte, welchen die kunstgeschichtlich bekannte Grabkapelle der Galla Placidia zu Ravenna gewidmet war. Da aber nach der Beschreibung desselben Autors diese Kirche durch kostbare Marmorsäulen getragen und die (in Ravenna gewölbte) Decke aus Täfelwerk (vgl. Graf S. 79) bestand, so hindert wohl nichts daran, sich das Gebäude als kreuzförmige doppelchörige Basilika vorzustellen: mit demselben Recht, wie die vorgenannten fränkischen und deutschen Klosterkirchen. Ein von Säulen getragener Bau nach dem Schema des einfachen Kreuzes, wie S. Nazario und Celso zu Ravenna, erscheint uns als ein Unding, und wir müssten es Herrn Graf überlassen, dieses Räthsel zu lösen, wenn wir es nicht vorzögen, die ganze Beschreibung eines so spät lebenden Schriftstellers, der überdies den ursprünglichen Bau der Vincentiuskirche gar nicht mehr vor Augen hatte, als werthlos preiszugeben und zwar zu Gunsten der ungemein scharfsinnigen Graf'schen Hypothese; leider aber wird letztere in ihrer ansprechenden Entwicklung durch die ferneren Daten über die weiteren Schicksale des Gebäudes nicht unterstützt. Der Bau Childebert's bestand nämlich nur etwa 20 Jahre, da schon König Chilperich, der mit seiner Gemahlin darin begraben wurde, damit so wesentliche Veränderungen vorgenommen hatte, dass sein Werk als eine „basilica nova“ bezeichnet werden konnte. Da inzwischen bei der Kirche unter der Leitung des h. Germanus ein Kloster entstanden war, so soll nach Dr. Graf's weiterer Hypothese der Veränderungsbau Chilperich's darin bestanden haben, dass er dem

Querschiffe des Childebertsbaues ein basilikales Langhaus vorlegte und so den später normal gewordenen Typus der kreuzförmigen Basilika schuf, deren Elemente sich in dem auf uns gekommenen Bau noch erkennen lassen sollen. Die Kirche Chilperich's erfuhr nämlich im Laufe des IX. Jahrhunderts mehrfache Zerstörungen durch die Normannen und ging dabei durch zwei oder drei Brände fast ganz zu Grunde („pene disperit“; Graf S. 120); es fanden danach anscheinend nur oberflächliche Reparaturen statt, bis der Abt Morard (996—1040) nach dem Zeugnisse seiner Grabschrift den alten Bau abtragen liess und von Grund aus (a fundamentis) neu als kreuzförmige Pfeilerbasilika aufführte, die später vielfach verändert wurde und nicht mehr vollständig vorhanden ist. Ob nun in der jetzigen Kirche St. Germain-des-Prés in der That noch Spuren der alten merovingischen Bauten nachweislich sein sollten, könnte nur durch eingehende Untersuchungen an Ort und Stelle, zu denen Herr Graf wohl noch keine Gelegenheit gehabt hat, ergründet werden; für jetzt ist alles nur Hypothese, was der Verf. zwar selbst zugesteht, sich aber dadurch nicht abhalten lässt, Hypothese auf Hypothese zu bauen. Wir haben beim Studium seiner verwickelten Abhandlung, deren ungefähres Gerippe blosszulegen wir versuchten, den Eindruck gehabt, als habe er sich seine Ansicht a priori gebildet gehabt und sich dann daran gefreut, auf seinem nicht mühe-losen Gange durch die Kirchen- und Klostergeschichte jener dunklen Jahrhunderte die Bestätigung derselben nachweisen zu können. Eines aber ist durch seine Arbeit wirklich sicher gestellt, dass nämlich die karolingischen Klosteranlagen in Deutschland unter dem Einfluss der franko-gallischen Klöster entstanden sind, wobei dem Kloster Gemeticum eine Hauptstelle gebührt. Ob aber deshalb die zuerst durch v. d. Hagen vorgeschlagene und durch Kugler eingebürgerte Bezeichnung „romanischer Baustil“ dem dafür von Graf empfohlenen „opus francigenum“ weichen sollte, müssen wir noch bezweifeln.

Der andere (erste) Abschnitt unseres Buches lässt auf eine Einleitung über die Gothik im Allgemeinen (S. 1—11) eine Abhandlung folgen, welche „zur Geschichte des Strebebogens“ überschrieben ist und von S. 12—41 reicht. Der Verf. geht von der Baugeschichte der Stiftskirche zu Wimpfen im Thale aus und bezieht den von dem Chronisten Burchard de Hallis über dieses Bauwerk eines deutschen, eben erst aus Paris zurückgekehrten Meisters gebrauchten Ausdruck „opus francigenum“ vorzugsweise auf das dabei zur Anwendung gekommene Strebebogensystem, dessen directe Abkunft aus Frankreich er mit Recht betont. Während man sich in Deutschland bei den Gewölbebauten der Uebergangsperiode mit mancherlei Versuchen, den Seitenschub der weit-

gespannten Gewölbe des Hochbaues offen oder verdeckt abzufangen*), beschäftigt hatte, gelangte man in Frankreich, wie dies von Viollet-le-Duc dargethan ist, auf dem Wege einer organischen Entwicklung des Halbtonnengewölbes zum Ziel. Der Verf. stellt sich nun S. 25 die Frage: „Aus welchem geschichtlichen Zusammenhange ergab sich die technische Möglichkeit jenes südfranzösischen Halbtonnensystems, das wir als eine Vorstufe des gothischen Strebebogensystems zu erkennen haben? Viollet-le-Duc hat diese Frage unberücksichtigt gelassen, indem er an das Halbtonnengewölbe als an ein fertiges anknüpft und diese frühe Constructionsweise nicht weiter begründet. Das älteste Denkmal, von welchem er ausgeht, ist die der zweiten Hälfte des XI. Jahrh. angehörige Kirche N.-D. du Port zu Clermont in der Auvergne, eine kreuzförmige Pfeilerbasilika mit einer Vierungskuppel, Chorumgang und Kapellenkranz. Herr Graf hält dafür, dass die Construction der Kuppel mit ihrem Widerlagsapparate den Architekten früher habe beschäftigen müssen, als die Eindeckung des Mittelschiffes mit einem Tonnengewölbe. Die Halbtonnengewölbe über den in der Flucht der Seitenschiffe liegenden schmalen Feldern der Kreuzarme müssten daher in der Idee des Constructeurs das ursprüngliche gewesen sein und das Vorbild für die Halbtonnen der Seitenschiffe; das Vorbild aber für die im Querschiffe zur Anwendung gekommene Wölbungsart findet Herr Graf in den kleinen Centralanlagen der Provence, namentlich in der kleinen byzantinisirenden Grabkirche Ste.-Croix im Kloster Mont-Majour bei Arles von 1019. Die mittlere Kuppel derselben (ein vierseitiges Klostergewölbe) wird hier von vier Halbkuppeln getragen, und vor der westlichen Halbkuppel liegt eine Vorhalle von gleicher Breite, welche durch

*) Da Herr Graf S. 19 auch meine früheren Andeutungen über diese Versuche einer etwas ironisch gefärbten Kritik unterzogen hat, so darf ich wohl die daselbst von ihm gethane Frage als an mich gerichtet betrachten und mir darauf hier die Antwort gestatten, dass die „Schamhaftigkeit“ unter den Seitenschiffdächern verborgener Strebewände zwar nicht in Limburg a. d. L., wo es schon Bogen sind, wohl aber in Heisterbach (vgl. Schnaase, 5, 255) und am Chorbau der Petersbergkirche bei Halle, sowie über den Seitenschiffen des Naumburger Domes nachzuweisen ist; in den beiden letzteren Beispielen sind die Strebemauern von überwölbten Durchgängen durchbrochen, und in Naumburg liegt die Oberkante dieser Wände frei. Vergl. v. Quast in der Zeitschr. für christl. Archäologie und Kunst II. 5, 209. — Eine Hinweisung auf ähnliche „Schamhaftigkeit“ schon des alten Baumeisters von S. Vitale in Ravenna hat E. Dobbert in der Recension des Graf'schen Buches gegeben; vergl. Beilage zur Augsb. Allg. Ztg. Nr. 36 vom 5. Febr. 1879 S. 522 a.

ein Tonnengewölbe gedeckt ist und der Centralanlage zugleich eine Längsrichtung ertheilt. Statt durch Halbkuppeln hat der Meister von Clermont seine Kuppel durch Halbtonnen gesichert und diese Construction ebenmässig zur Sicherung der Tonnenwölbung des Langhauses angewandt. Da es sich hier um technische Dinge handelt, überlassen wir eine kritische Würdigung der Aufstellungen des Herrn Graf gern den Leuten vom Fach. — Von den dem Buche beigegebenen instructiven Bildtafeln dienen Taf. I—VI zur Erläuterung der ersten, Taf. VII—IX zur Erläuterung der zweiten Abhandlung.

Merseburg.

Dr. theol. H. Otte.
